

Elektrizität pur

Ein Verwirrspiel, ein Meisterwerk und Stoff für die Sehnsucht bringt die São Paulo Dance Company in den Ludwigshafener Pfalzbau

VON ANTJE LANDMANN

Im Grunde ihres Herzens verstehen sich viele Choreographen als Maler. Doch statt Pinselfstrichen wischen sie Bewegungen in die Luft und bevölkern ihr Tableau mit Tänzern. Der Dreier-Abend, den die vielseitige São Paulo Dance Company zu den Festspielen in den Ludwigshafener Pfalzbau mitgebracht hat, lässt sich am besten mit Hilfe der Bildenden Künste beschreiben: ein zartes Aquarell, eine strenge Tuschezeichnung und eine wilde Lichtinstallation.

Unverschämt! Ein Lichtdesigner hätte sich das nicht erlauben dürfen: Gerade noch dreht sich eine Tänzerin im Scheinwerferlicht, da schrumpft der helle Kreis zusammen, die Schemen werden von der Düsternis verschlungen. Woanders blitzen wieder Leuchtkegel auf, flackern, verschwinden und zerreißen die Bewegungsabläufe der Tänzer, die so hektisch umherhetzen, dass man ihnen kaum folgen kann. So etwas kann sich nur der Meister persönlich ausdenken, der Choreograph Édouard Lock, der in „Trick, Cell, Play“

(2019) im Schnitt alle zwölf Sekunden die Lichtstimmung wechselt – natürlich mit eiskaltem Kalkül: Die Tänzer werden einer so instabilen Umgebung ausgesetzt wie die Welt eben ist, in der ein Stromausfall die Menschen plötzlich von allem abschneidet. In der die Aufmerksamkeitsspanne auf Sekunden zusammenschnürt. Am Rande des Burnouts hangeln sich denn auch diese androgynen Gestalten entlang.

Elektrizität pur ist dieses Verwirrspiel, mit dem Lock – das kanadische „Enfant terrible“ in den 80er-Jahren – immer noch seiner Zeit voraus ist. So energisch wie seine einstige Muse, die Turbo-Ballerina Louise Lecavalier, schütteln die Tänzerinnen ihre Männen. Aber inzwischen stellt der 65-Jährige seine Frauen auf Spitzenschuhe. Eigentlich eine prekäre Position. Aber dadurch wirbeln die Energiebündel noch schneller, überragen die Männer um einen Kopf und benutzen die Herren als Halter für ihre Posen.

Eine Frau entwischt ihrem Partner in einen anderen Lichtkegel, um sich an eine seltsame Gestalt zu schmiegen: Den Saxophon-Spieler, der schon die ganze Zeit mit seiner väterlich warmen



Am Rande des Burnouts hangeln sich die Tänzerinnen und Tänzer in „Trick, Cell, Play“ von Édouard Lock entlang.

FOTO: ÉDOUARD LOCK

Stimme und – begleitet von Kontrabass, Celli und Klavier – Opernarien zitiert. Ohne diese gefühlsbetonte Komposition von Gavin Bryars, die ans kulturelle Gedächtnis appelliert, wären die Zuschauer in der zerfasern Choreographie völlig verloren. Édouard Lock ist für sein subversives Spiel mit den Geschlechtern bekannt und erlaubt sich einen Clou beim Applaus: Der dominante, meist unsichtbare Saxophon-Spieler entpuppt sich im Rampenlicht als zarte Frau (Joana Queiroz).

Als willkommenen Kontrast erweist sich „Odyssea“ (2018) von Joëlle Bouvier, die in den 80er-Jahren die französische Szene revolutionierte, indem sie dem Ballett der Pariser Oper die frische Sprache des Tanztheaters entgegensetzte. An Pina Bausch erinnern immer noch die Hängerkleidchen der barfüßigen Frauen in „Odyssea“, während die Männer ihre Mäntel wie Ozeanwellen rascheln lassen. Mönchschreie, Abendsonne und das Schwenken riesiger Folien, die Meeressströme zeichnen – mehr braucht es nicht, um einen Strand zu aquarellieren und von der Sehnsucht des Aufbruchs zu erzählen. Sanft gleiten die Bewegungen, als wä-

ren sie von Wasser abgepuffert. Die Menschen greifen weit nach oben aus und gehen doch unendlich weich zu Boden. Die Frauen falten sich an-schmiegsam um die Hüften der Männer, eine viel konventionellere Weiblichkeit als bei Édouard Lock.

Wie man mit wenigen Strichen die Essenz der Dinge einfängt, wissen japanische Tuschezeichner – und der Choreograph Marco Goecke (Jahrgang 1972). In seinem „Feuervogel“ (2010) zur Musik von Igor Strawinsky nähern sich eine Vogelfrau und ein Prinz einander an, zwei scheue Wesen. Aufrecht und starr lassen sie nur Finger davonflattern, kippen ruckartig den Kopf, schieben sich auf Zehenspitzen lautlos voreinander, bis sie deckungsgleich sind. Extrem sparsam dosiert Marco Goecke jede Geste. Ausgerechnet der Wuppertaler, der immer Angst hat, dass Bewegung allein nicht ausreichen könnte, der am Anfang seiner Karriere hoffte „je schneller etwas ist, desto weniger sehen die Leute“. Welchen Weg er zurückgelegt hat, ohne seine Markenzeichen zu verlieren, zeigt sein achtminütiger „Feuervogel“, eine Miniatur, ein Meisterwerk.